

„Der Tod ist nicht theoretisch“

Studentin Johanna Klug findet: Das Sterben hat keine Lobby – und plädiert für eine Fakultät der Todeswissenschaften.

Von Deike Uhtenwoldt

Sarah ist 11 und Johanna 23, als sich das an Kinderdemenz erkrankte Mädchen und die Sterbebegleiterin zum ersten Mal gegenüberstehen. Die seltene Krankheit hat zu diesem Zeitpunkt schon deutliche Spuren in Sarahs Leben hinterlassen: Das Mädchen ist geistig auf dem Stand einer Fünfjährigen und erblindet. Es betastet die Besucherin in aller Ruhe, bleibt an den Ohrringen hängen, klippt sie ab, um damit die eigenen kleinen Ohren zu dekorieren. Dann fahren die Finger weiter über Johannas kahl geschorenen Kopf, Sarah lacht laut auf. „Du bist ja ein Radieschenkopf“, quiekt sie.

So schildert Johanna Klug die erste Begegnung mit Sarah in ihrem Buch „Mehr vom Leben“, das die Studentin gerade im Kösel-Verlag herausgebracht hat. Auf dem Titel blickt dem Leser eine junge Frau selbstbewusst entgegen, tiefrot geschminkte Lippen, goldener Schmuck, raspelkurze Haare. Alles nur Äußerlichkeiten, mit denen sich Johanna Klug gegen das Schubladendenken in unseren Köpfen wehrt: Wenn Männer lange Haare tragen dürfen, können Frauen ihren Kopf rasieren, ohne lesbisch oder krank sein zu müssen. Auf der Palliativstation – von der Autorin liebevoll „Palli“ genannt – komme das Outfit weit besser an als bei gesunden Menschen, die sich stärker durch die in sozialen Medien vermittelten Körperideale beeinflussen ließen. Klug spricht vom „Fake Life“, weil in der Realität niemand sieben Tage die Woche perfekt gestylt und stets glücklich ist.

Johanna Klug hat ihren Bachelor in Würzburg in Medienmanagement gemacht und ist dann nach Hamburg gegangen, um dort digitale Kommunikation zu studieren – ihr Ehrenamt als Sterbebegleiterin hat dabei immer eine Rolle gespielt. Für die Bachelorarbeit arbeitete sie an einem Buchprojekt, das zeigen sollte, dass auf einer Palliativstation nicht nur gestorben, sondern auch gelebt wird. Im Praxismester ging sie nach Südafrika, wo sie tagsüber im Hospiz arbeitete und abends eine Kommunikationsstrategie für Facebook entwickelte. Im Rahmen ihrer Masterarbeit organisierte Klug eine Spendenaktion in den sozialen Medien für Familien, die von Kinderdemenz betroffen sind. Erfolgreich: Mit den Spenden konnten Sarahs Eltern ein barrierefreies Haus bauen.

Mit diesem Lebenslauf bewarb sich Johanna Klug vor drei Jahren an der theologischen Fakultät der Uni Regensburg: Sie wollte all ihr Können in den neuen Studiengang zu Sterben und Trauer einbringen, der sich inzwischen „Perimortale Wissenschaften“ nennt. Klug bekam eine halbe Stelle, unterrichtete Marketingthemen sowie „Sterben und Tod in Kunst und Medien“ und leitete eine Kindertrauergruppe mit. Ihre Promotion will die 27-Jährige aber nicht in Regensburg, sondern in Berlin in der Sozialpädagogik abschließen.

Frau Klug, woran forschen Sie gerade?

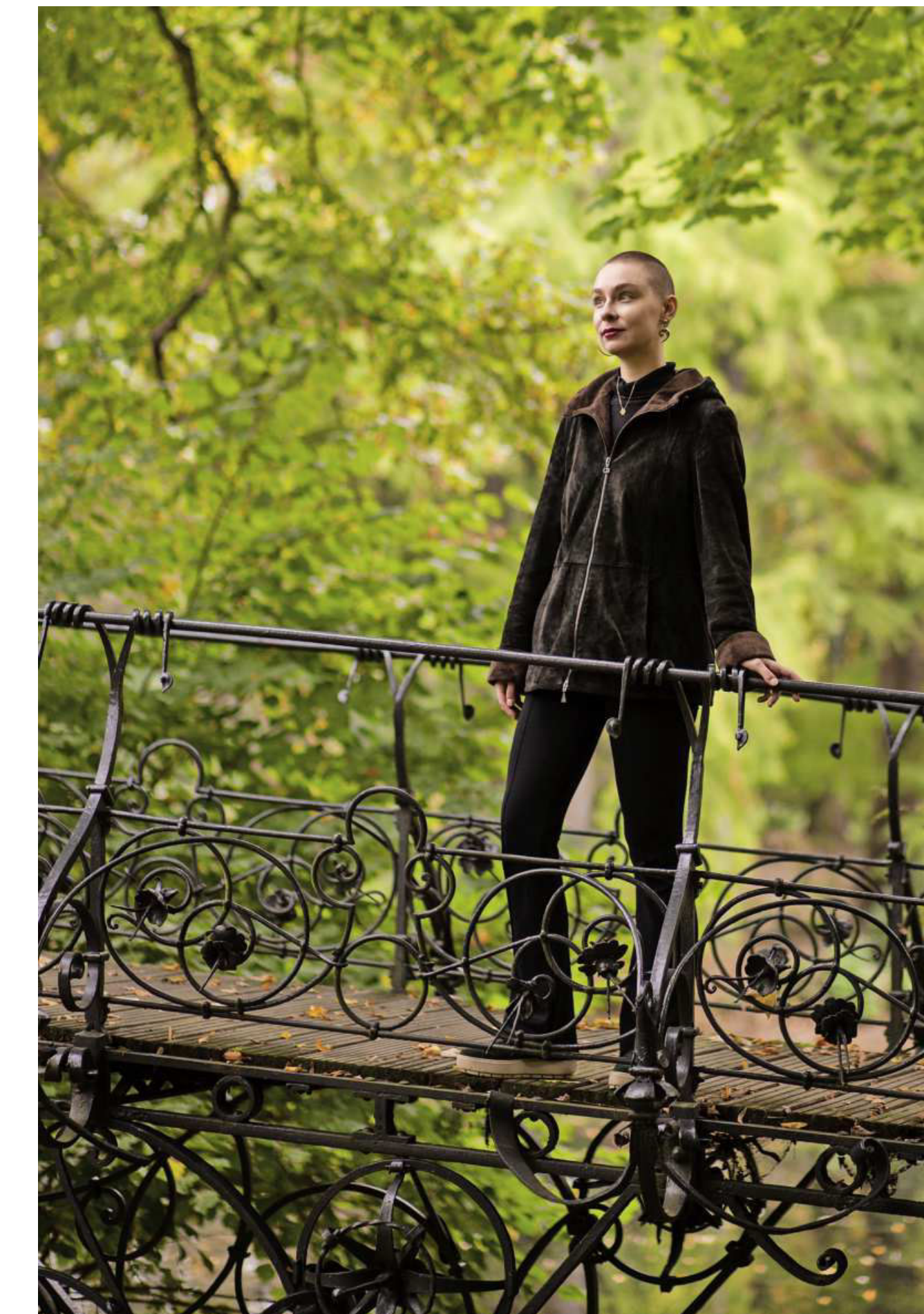
Es geht um die Patientenautonomie todkrankender Kinder. Sie sind Teil unserer Gesellschaft, aber bekommen keine Stimme und werden viel zu selten in die Entscheidungsprozesse einbezogen. Dabei können wir sehr wohl mit ihnen über den Tod und erst recht ihren eigenen reden, wenn wir uns öffnen für die Perspektive der Kinder und das Thema auf eine Art und Weise aufbereiten, die sie verstehen. Wir behaupten dagegen, sie schützen zu wollen, indem wir nicht darüber reden und sie nicht mit zu Beerdigungen nehmen. Dabei steckt dahinter nur Angst vor den Fragen der Kinder, auf die wir keine Antworten haben.

Sie haben Antworten gefunden?

Die Geschichten sterbender Menschen haben mich sensibler gemacht und mir einen Blick für das Wesentliche gegeben. Wir müssen uns dafür aber mehr an diesen Moment herantrauen, an dem sich Leben und Tod praktisch gegenüberstehen. Da ist noch viel zu tun. Mit 16 habe ich als Aushilfe im Altenheim meinen ersten Toten gefunden. Er lag in seinem Blut im Badezimmer, ein Schlaganfall. Aber niemand hat mit mir darüber geredet. Die Bestatter kamen still und verschwanden ebenso leise mit dem Verstorbenen durch die Hintertür. Das Verdrängen war für mich das Schlimmste. Wenn wir Dinge tabuisieren, führt das zu einer Kettenreaktion: Die Tabus werden immer so weitergegeben.

Als junger Mensch kommt man in unserer Gesellschaft normalerweise kaum mit dem Tod in Berührung. Wie kam es, dass Sie Sterbebegleiterin wurden?

Es gab keinen Anlass, keinen persönlichen Verlust und kein besonderes Erleb-



Will das Thema Sterben aus der Tabu-Ecke holen: Johanna Klug

Foto Niklas Grapat

nis, nur dieses Gefühl von Freiheit, das ich in meinem ersten Auslandssemester in Holland hatte. Ich dachte, jetzt kann ich machen, was ich will. Und alles, was ich wollte, war die Sterbebegleitung, am liebsten im Ausland. Ich habe dann herumtelefoniert, aber es gab keine passenden Auslandspraktika, und „Ärzte ohne Grenzen“ wollten mich ohne Medizinstudium nicht nehmen. Das Thema hat mich dennoch nicht mehr losgelassen. Schließlich hat meine Mutter den Kontakt zu einer Nachbarin hergestellt, die als Seelsorgerin auf der Pal-

liativstation in Würzburg arbeitet. Darüber bin ich da so reingerutscht, zuerst ganz ohne Ausbildung, nur mit dieser inneren Gewissheit: Sterbende begleiten, das kann ich. Ich habe mich von Anfang an wohlfühlt.

War es für Sie normal, dass Sie freitags abends Sterbenden die Hand reichten, während Ihre Mitstudierenden feiern gegangen sind?

Ich war nie die Person, die gerne Party gemacht hat, ich hatte einfach einen anderen Fokus. Nach einer anstrengen-

den Woche habe ich mich immer auf die Palli gefreut, während andere ans Vorglühen dachten. Für mich ist die Palli das pure Leben. Die Bandbreite an Gefühlen wie Wut und Traurigkeit, die uns als Mensch ausmachen, gehört natürlich auch dazu, aber sie sind nicht alles: Mal haben wir Bratwürstchen auf der Terrasse gegrillt, mal Waffeln gebacken. Das hat auch die Angehörigen geprägt. Die Kinder wissen: Zwar ist auf dieser Station der Papa gestorben, aber es gab Waffeln – dann kann es kein so ganz schlechter Ort sein.

Das Thema beschäftigte Sie dann aber auch im Studium.

Ja, für mich hat der Tod etwas unglaublich Verbindendes. Egal, ob Soziale Arbeit, Kunst, Jura oder Medizin – er ist überall präsent. Daher fände ich eine Fakultät der Todeswissenschaften cool. Der Bedarf wäre in jedem Fall da. Zum Start der „Perimortalen Wissenschaften“ haben mich viele Menschen angeschrieben. Nicht nur Studieninteressierte, sondern auch Forschende, Trauerredner oder Trauerrednerinnen, die etwas beitragen wollten. Es gibt so viel Expertise, aber jeder kocht sein eigenes Süppchen. Dabei könnten die unterschiedlichen Sichtweisen wie Zahnräder ineinandergreifen: Wir brauchen mehr als nur die theologische Perspektive auf die eigene Endlichkeit.

Ist das der Grund, warum Sie die Stelle an der Uni Regensburg gekündigt haben?

Ich habe gemerkt, wie stark der Fokus auf Sicherheit und Routine an einer Universität doch ist. Die Strukturen sind oft sehr starr, und womit man zwanzig Jahre gut gefahren ist, das soll auch so beibehalten werden. Es war beispielsweise bei der Planung des Studiengangs total schwer, ein Praxismester durchzusetzen. Aber ich habe darauf bestanden, der Tod ist halt nicht theoretisch.

Sie konnten sich durchsetzen. Warum dann der Umzug nach Berlin?

Mit Routine tue ich mich richtig schwer. Ich war zwei Jahre in Regensburg, und für mich ist das schon eine lange Zeit an einem Ort und in einer Position. Jetzt brauche ich ein neues Abenteuer, wo ich mich finden, kennenlernen und weiterentwickeln kann. Daher auch der Schritt in die Freiberuflichkeit.

Jetzt sind Sie freie Autorin und haben gerade Ihr erstes Buch veröffentlicht. Was gab den Anstoß dafür?

Vorläufer ist das blaue Büchlein, das ich im Rahmen der Bachelorarbeit angefertigt hatte. Aber das wollte kein Verlag publizieren, weil es sehr kunstvoll ist. Man kann es von beiden Seiten lesen, auf der einen Seite hat es den Tod als Titel, auf der anderen Seite das Leben. Das eine kann nicht ohne das andere, so die Botschaft. Vor zwei Jahren habe ich es einem Palliativmediziner gezeigt, den ich für unseren Studiengang werben wollte. Er war ganz begeistert und hat es an eine Lektorin vom Kösel-Verlag weitergegeben, die sich dann bei mir gemeldet hat. Sie sagte, dass sie das in der Form nicht verlegen könnten, und riet mir, ein neues Buch zu schreiben. Es hat allerdings noch mal ein gutes Jahr gedauert, bis das in mir gewachsen ist und ich es angegangen bin. Dafür hatte ich es dann in fünf Monaten geschrieben. Ich hatte das Gefühl: Das musste raus.

Das Buch erscheint zu einer Zeit, in der uns gerade eine Pandemie gezeigt hat, wie verletzlich wir sind.

Ich erlebe schon, dass die Gesellschaft offener geworden ist für das Thema. Das hat auch mit Corona zu tun. Wenn ich meine alte WG aus dem Studium in Hamburg besuche, geht es früher oder später immer um den Tod. Ich finde das total schön, für mich wird das Thema nie zu schwer oder zu viel, und ich kann dem eine Leichtigkeit geben. Daher nervt es mich auch, wenn stets mein Alter betont wird oder es als etwas Herausragendes gilt, was ich mache. Ich denke, wir bräuchten diese ganzen Achtsamkeitsratgeber nicht, würden wir uns mehr mit uns selbst und unserer eigenen Endlichkeit beschäftigen.